

CHRISTINA THÜRMER-ROHR

Norm und Normabweichung
„Das Leben macht grauenhaft normal“ (Djuna Barnes)¹

Die europäische Aufklärung hat vor den Aussenseitern versagt². Die abstrakte politische Idee der Gleichheit hat über die Andersdenkenden, Anderslebenden, Andersgeborenen hinweggesehen und so das eigene Vorhaben verraten. Mit dieser These hatte der Literaturwissenschaftler Hans Mayer die Situation von deutschen Juden, Homosexuellen und nach Gleichberechtigung strebenden Frauen in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts analysiert. Seine These betraf zugleich *intentionelle* und *existentielle* Außenseiter: Außenseiter aus eigener Entscheidung und Außenseiter durch Geburt. *Intentionelle* Außenseiter sind gewollte Normabweichler, willentliche Entregeler, *existentielle* Aussenseiter sind Aussenseiter durch Anlage oder Herkunft, ihnen haftet ein nicht ablegbares Merkmal an, das sie meist gegen ihren Willen zu Fremdbleibern in der Gesellschaft macht und sie dauerhaft auf Abstand hält.

Wenige Generationen später, im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts bis zum Regime des Nationalsozialismus, haben sich die Aussenseiter-Geschichten in der Literatur verändert und zugespitzt. Der folgende Beitrag gibt einen Einblick in dieses Gedankengut – eine provisorische Sammlung, Beispiele verschiedener alter und neuer Aspekte des Problems: die Rebellion gegen eine Welt des Normalen, die bröckelnden Fassaden der Anpasstheit, die Lust an der Provokation, das Leiden an der Nichtzugehörigkeit, die Idealisierung des Aussenseitertums und ihr Scheitern.

I. Die Wachgewordenen

Zunächst verlagert sich der literarische Stoff hin zum *selbstgewählten* Aussenseitertum. Jetzt geht es weniger um soziale Ausgrenzung und Sehnsucht nach Teilhabe als um den Angriff auf gesellschaftliche Normen, die Menschen zu bloßen Figuren abrichten und sie daran hindern, ihr Leben zu leben und mit allen ihren Möglichkeiten „sie selbst“ zu sein. Die selbstgewählten Aussenseiter *wollen* aus den Normen ausbrechen, sie *wollen* nicht im Einklang mit der Gesellschaft – mit Kirche, Gesetz, Moral – sein, sondern mit sich selber. Chancen der Freiheit sehen sie nur in den Randzonen. Der Appell richtet sich letztlich an alle. Denn selbstgewählte Aussenseiter könnten alle sein, wenn sie ihr Glück nicht mehr in den normierten Gleisen der Mehrheitsmentalität suchen. Das Aussenseiterproblem bleibt damit nicht ein Problem ungeliebter Minderheiten, sondern wird zum universellen Menschheitsproblem, zu einer Dimension des allgemein Menschlichen: zu einer Herausforderung aller Suchenden, aller, die sich nicht mehr belügen wollen, die die Fragwürdigkeiten des Lebens erfahren und nicht zur Ruhe kommen: zur Frage an jede Lebensgeschichte, die nicht harmonisch verläuft³.

Die Grenze zwischen Norm und Normabweichung verläuft jetzt zwischen einförmiger, gehorsamer Masse und denen, die den Aufbruch wagen. Aussenseiter sind die Wachgewordenen. „*Unser Streben ging auf ein immer vollkommeneres Wachsein, während*

¹ Djuna Barnes: Brevier für die Frau von Welt. Berlin 2005, Nr.100

² Hans Mayer: Aussenseiter. Frankfurt a. M. 1981, S.13

³ Herrmann Hesse: Demian (1919), Frankfurt am Main 1994, S.8

das Streben ... der anderen darauf ging, ihre Meinungen, ihre Ideale und Pflichten ... immer enger an das der Herde zu binden ... Für sie war die Menschheit ... etwas Fertiges, das erhalten und geschützt werden musste. Für uns war die Menschheit eine ferne Zukunft, nach welcher wir alle unterwegs waren, deren Bild niemand kannte“⁴.

In der Literatur der Zwischenkriegszeit, nach dem 1. Weltkrieg und vor der Machtübernahme Hitlers, war das ein brennendes Thema, diese Idee, aus dem Rahmen einer verkommenen Ordnung zu fallen um einer anderen Welt und anderer Menschen willen, ein antibürgerlicher Impuls, der – oft mit Nietzsche-Lektüre in der Tasche – viele mitriss. Dieser Impuls gewann der Aussenseiterproblematik eine neue ganz Seite ab. Denn die Feinde bürgerlicher Einbahnstraßen und Spießigkeiten drängten bewusst in die Peripherie. Sie wollten sich nicht schonen, sie wollten keine Rolle mehr spielen, sie sahen sich nicht als moralische und soziale Sorgenkinder, sondern als diejenigen, die sich der „ganzen“ Existenz einschließlich ihrer Schattenseiten und Gefährdungen ausliefern wollten, auch den „Ausflügen in den Schmutz“⁵. Der Strom der Welt sollte nicht mehr irgendwo an ihnen vorbeilaufen, sondern mitten durchs eigene Herz gehen⁶. Sie wollten in das große Rad hineinkommen, sie verachteten jedes Verdorren im Mangel – im Mangel an Freiheit und im Mangel an Gefahr⁷. Sie verachteten auch die Verlogenheiten jener Weltverbesserer, die mit ihren reinen Hemden und ihrer verhätschelten Menschenliebe die Welt nur verbessern wollten „wie man den Fußboden aufwischt“⁸. Sie waren getrieben vom Ideal des „Alles“, einer Ganzheit, die das Experiment der begierigen Erfahrung und das Geheimnis der vielgesichtigen Person aufsucht. Sie wollten zu sich selbst stehen und damit die Vielheit des Ichs und das ganze widersprüchliche Leben als ihr „Schicksal“ bejahen. Das Dasein ist widersprüchlich und essentiell verletzend, und so kann das Leiden auch kein Argument gegen das Dasein sein⁹. Das Aus-der-Ordnung-fallen war gedeckt von einem aussenseiterischen Heroismus, dem alle Gleise Hohn gelten und der sich von nichts abschrecken lassen will – nicht von Kälte, Hunger, Schmerzen, Einsamkeit, und auch nicht von Gewalt und Tod. Der einzige vertrauenswürdige Führer sollte die eigene Erfahrung sein. Mit den größten Gegensätzen sollte Frieden geschlossen werden – Vernunft und Gefühl, Wirklichkeit und Traum, Güte und Grausamkeit, Leben und Vernichtung¹⁰. Das eine ist so begehrenswert wie das andere – begehrenswert, um zu erleben, wie und was das Leben wirklich ist. Die saubere Trennung von Sonne, Lust, Pein, Ekel, dieses Entweder-Oder gibt es nicht, „alles das ist in dir, ... drücke dich um nichts, suche nichts hinwegzulügen! ... du bist nicht harmonisch“¹¹.

Mit dieser Botschaft ist das Individuum mit verschiedensten Welten konfrontiert, der hellen Welt vor der dunklen Welt, der unordentlichen Welt hinter der heilen Welt. Und diese Kontrastwelten laufen in Wirklichkeit schon den Kindern zusammen und durcheinander. In Hesses *Demian* ist es die Heimatwelt und die Straßenwelt: die Welt der Familie - Liebe, Klarheit, Strenge, Ordnung, Ruhe, Pflicht, gewaschene Hände, gute Sitten und gutes Gewissen - , und die andere Welt - ungeheure, furchtbare, rätselhafte Dinge, Betrunkene, gebärende Kühe, Betrug, Diebstahl, Schlägereien, sogar Totschlag, Selbstmorde. Diese beiden Welten sind nah beisammen, und die zweite heftige Welt quillt überall hervor, sie ist überall zu sehen und zu hören und jederzeit zu betreten. Und vor allem sie ist nicht nur beängstigend, sie ist auch verlockend und verführerisch. Schon Kinder sind von der

⁴ Herrmann Hesse: *Demian*, a.a.O., S.136

⁵ Djuna Barnes: *Brevier für die Frau von Welt*, a.a.O., Nr.24

⁶ Herrmann Hesse: *Demian*, a.a.O., S.150

⁷ Herrmann Hesse: *Naziß und Goldmund* (1930), Frankfurt a.M.1986, S.249f.

⁸ Djuna Barnes: *Die Terroristen*, in: *Die Nacht in den Wäldern*. Short Storries. Berlin 1884, S.132

⁹ Friedrich Nietzsche: *Zur Genealogie der Moral*. Klassiker Ausgabe, Bd.7, Stuttgart 1921, S.364

¹⁰ Herrmann Hesse: *Narziß und Goldmund*, a.a.O., S.186

¹¹ Herrmann Hesse: *Wanderung* (1920), Jubiläumsausgabe Bd.3, Frankfurt a.M., 1986, S.185

verbotenen Welt attrahiert, dorthin unternehmen sie zuzeiten am liebsten ihre Exkursionen, und die Heimkehr in die heile Welt kommt ihnen jedesmal wie die Rückkehr ins Langweilige und Ödere vor¹².

Das Bewusstsein, dass man sich im Betreten des Abseitigen selbst unbekannt ist, provoziert eine grenzenlose Neugierde auf das, was man sich und dem eigenen Leben alles zumuten kann. Der Absprung ins Abenteuer könnte auch uninteressante Figuren aus der Belanglosigkeit herausholen und für den Rest des Lebens in etwas Historisches und Schreckliches verwandeln¹³ - wie die große Aussenseiterin Djuna Barnes in eleganter Bissigkeit formuliert hat, ein Vergnügen, das „*nun einmal darin (besteht), dass das Blut auch ein wenig abwegige Kanäle nimmt*“¹⁴. Wer sich nicht auf die ordentlichen Seiten der Welt beschränken lässt und sich nicht spalten lassen will in eine akzeptierte und eine verworfene Person, begibt sich in Gedanken oder Taten auf riskanten Kurs. Das ist nicht harmlos. Denn mit dieser Entgrenzung ist allen alles möglich und allen alles zuzutrauen. Es gibt keine verbotenen Wahrheiten, Gut und Böse verwischen sich, Gut und Böse sind Fakten, nicht Normen, Gut und Böse koexistiert nicht nur in der Welt, sondern auch in jedem Einzelnen. Das Verbotene will man bewusst frei von Gewissensbissen halten¹⁵. Schlechtes Gewissen ist eine Krankheit der Ängstlichen, Schuldgefühle eine unnötige Last, und „Verdorbenheit“ die Fähigkeit, das zu genießen, was andere schaudern lässt¹⁶. Grenzen werden eingerissen, um im Dienste der Selbsterkundung und Weltverbesserung Zugang zum ganzen Spektrum freigelassener menschlichen Denkens und Tuns zu finden – ob provokativ, imaginativ oder real, und ob mit oder ohne den Zusatz „ein wenig“. Das eigentlich Grauenhafte ist das Normale, „*das Leben macht grauenhaft normal*“¹⁷: In einer Kurzgeschichte von Djuna Barnes sagt eine Mutter zu ihrer jungen Tochter: „Das Leben ist schmutzig. Und beängstigend ist es ebenfalls. Es enthält einfach alles: Mord, Schmerz, Schönheit, Krankheit – Tod ... Du musst *alles* wissen und *dann* beginnen. Du musst ein ungeheures Verständnis haben, oder du fällst ... Denk alles, Gutes, Schlechtes, Gleichgültiges, alles, und *tu* alles, *alles!* Versuch herauszufinden, was du bist eh du stirbst ... und“ - fügt sie hinzu - „komm als wohlgeratene Frau wieder zu mir“¹⁸. Und diese „Wohlgeratenheit“ spielt in ironischer Distanz auf den Traum von einem neuen, anderen Menschen an, einen Traum, dem die Tochter allerdings gerade nicht entspricht – jedenfalls nicht an der Seite ihres soeben erkorenen Ehemanns.

Der Versuch, normale Tretmühlen und eingefahrene Gleise zu verlassen, ist dazu angetan, die Abwertung Anderer als Aussenseiter zu überwinden und damit die ganze Konstruktion von Norm und Normabweichung ad absurdum zu führen. Dennoch ist für uns Heutige der Reiz des „Alles“ wohl vorbei. Jedenfalls halten wir den obigen mütterlichen Rat vermutlich für einen ziemlich ambivalenten Rat und das unspezifische „Alles“ für eine gefährliche Faszination. Denn dem Urteil, was anstrebens- und begehrenswert ist und was nicht, kann man nicht entkommen. Uns ist unerträglich geworden, dass Gewalt selbstverständlicher Bestandteil dieses Alles sein soll. Nicht unbedingt die Gewalt selbst, aber das Wissen und der Diskurs über Gewalt haben sich verändert. Das „Verbotene“ wenn auch nur versuchsweise ins Reich der Befreiung und des Genusses zu katapultieren, den Zutritt einfach zu öffnen und zu generalisieren, diese Ideen sind nicht ohne Grund unheimlich geworden, unheimlicher als sie es vor dem zweiten Weltkrieg gewesen sein müssen. Die Aufforderung zum alles tun, zum

¹² Herrmann Hesse: *Demian*, a.a.O., S.10f.

¹³ Djuna Barnes: *Tropfen Komödie*. In: *Die Nacht in den Wäldern*, a.a.O., S.71

¹⁴ Djuna Barnes: *Brevier für die Frau von Welt*, a.a.O., Nr.2

¹⁵ Djuna Barnes: *Die Ärzte*. In: *Leidenschaft – Neun Erzählungen* (1923). Berlin 1986, S.90

¹⁶ Djuna Barnes: *Brevier für die Frau von Welt*, a.a.O., Nr.107

¹⁷ Djuna Barnes: *Brevier für die Frau von Welt*, a.a.O., Nr.100

¹⁸ Djuna Barnes: *Aller et retour* (1923), in: *Leidenschaft. Neun Erzählungen*. Berlin 1986, S.17ff.

Alles-ist-möglich kann zum Freibrief werden, der den Drang nach Expansion in alle Regionen menschlichen und unmenschlichen Tuns entfesselt und kultivieren will. Und wer das wollte, waren vor allem Angehörige einer sich erstarrt und beengt fühlenden bürgerlichen Mittelschicht. Und sie konnten meist rechtzeitig dafür sorgen, dass die Brücken zu ihren alten verlassenen Wärmestuben nicht ganz abgebrochen wurden. Sie wollten teilhaben an Grenzüberschreitungen, die angeblich den Aussenseitern vorbehalten waren. Dass es sich bei dieser Verklärung und Ästhetisierung des Aussenseitertums zum allseitigen Freiheitsexperiment um Projektionen, Fiktionen, Phantasmen und Missverständnisse gehandelt hat, das zeigte sich für viele zu spät.

II. Ein Tagebuch

Viele Frauen, vor allem wenn sie ihre Geschichte selbst erzählten statt von Männern erzählt bekamen, konnten das anfänglich geteilte Ideal einer Befreiung im Aussenseiterstatus nicht lange durchhalten. Die meisten scheiterten nicht souverän sondern elend: Selbstgewählte Aussenseiterinnen, die aus einem bürgerlich-weiblichen Normenkorsett aussteigen *wollten*, machten ziemlich schnell die Erfahrung, dass diese eigene Wahl sie unweigerlich mit einem ausgewogenen Schicksal als *geborene Frauen* konfrontierte. Für sie eröffnete die Aussenseiterwelt keine Weite und kein „Alles“, sie blieb nach kurzer Euphorie ebenso erstickend wie zerstörend.

Die neuen Vergnügungs- und Unterhaltungssubkulturen in den explosiv wachsenden Städten des frühen 20- Jahrhunderts übten große Anziehungskraft besonders auf diejenigen Frauen aus, die sich mit der ihnen zugeordneten Normal-Rolle nicht abfinden konnten. Viele waren von den Gleichheits- und Emanzipationsideen infiziert, von einem Lebensideal jenseits von Ehe, Kindern und Familienheim, einem ungewöhnlichen, faszinierenden, einem freien selbstbestimmten Leben – oft unter dem beschönigendem Namen *Bohème*. Anfangs heisst es noch stolz - wie Lisa Minelli in dem berühmten Film *Cabaret* sang: „Ich liebe meine Freiheit“ und „Bey bey, mein lieber Herr“, um sich sogleich zum nächsten zu begeben. Die Euphorie landet in einem Panoptikum aus Erwartungen und Enttäuschungen, in ruhelosen Wanderungen durch eine Welt, die sie zurückstößt, bevölkert von Männern, die diese Frauen zwar brauchen, aber nur als illegitimen Kurz-Abstecher aus ihrem ansonsten hochgeachteten Normalleben. Die Anfangshoffnungen auf ein anderes Glück erfüllen sich nicht. Am Schluss stehen die Frauen mit leeren Händen und allein da, und jede muss sehen, wo sie bleibt.

Eine solche „vergessene Randfigur der Moderne“¹⁹ ist Emmy Hennings²⁰ gewesen. Ihr Tagebuch – „Das Brandmal“²¹ – erzählt die Geschichte einer Varieté-Sängerin und Gelegenheitsprostituierten in einer deutschen Großstadt im frühen 20. Jahrhundert. Wie viele Frauen meinte sie, ihr Glück nur im freien Zugriff auf Männer finden zu können – Männer ausnehmen, Männer verführen, vielleicht einen finden, der den Weg zu etwas Ruhm und Reichtum ebnet könnte, vielleicht zu einem Vertrag für eine kleine Filmrolle, vielleicht einen zum Heiraten. Der Versuch, den Sperrbezirk für sich als Freiraum zu reklamieren²², stellte

¹⁹ Erika Süllwold: „Kann nicht anders als mich verbrauchen“ – Emmy Hennings' Brandmal. Nachwort in: Emmy Hennings: Das Brandmal. Ein Tagebuch. Frankfurt a.M. 1999, S.263-294

²⁰ Emmy Hennings 1885-1948, aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen in Flensburg, arbeitete zunächst als Dienstmädchen, tingelte ab 1914 als Barsängerin, HausiererIn und Prostituierte allein durch Deutschland. Auftritte u.a. mit Claire Waldorf. Zeitw. Mitarbeiterin beim Simplizissimus und im Cabaret Voltaire, Zürich. 1920 Heirat mit Hugo Ball, Wohnsitz Tessin/Schweiz. Freundschaft mit Herrmann Hesse.

²¹ Emmy Hennings: Das Brandmal. Ein Tagebuch. Frankfurt a.M.1999

²² Emmy Hennings, a.a.O., S.282

sich schnell als Illusion heraus. Die verlockenden Vorstellungen von Lebensgenuß und Selbstbestimmung gehen unter in verheerenden fremdbestimmten Erfahrungen. Die reale Aussenseiterwelt wird elend und aussichtslos. Zu diesem Leben sagt niemand Ja.

Die Protagonistin des Tagebuchs wird mit ihrer exzessiven Lebensweise der normalen Umwelt bald suspekt: eine Nicht-Seßhafte ohne Eintrittskarte zur bürgerlichen Gesellschaft, ohne Boden, ohne Netz, ohne Geld, angetrieben von einer Suche nach Freiheit, die sie in der Reduzierung auf den Einsatz ihres Körpers gerade nicht finden kann. Über ihre Kunden oder Freier - genannt Kavaliere - äußert sich die Autorin diskreterweise kaum, jedenfalls nicht direkt. Das ganze Thema Prostitution handelt sie ohne männliche Akteure ab. Sie schreibt stattdessen über sich – über ihr Leiden, ihre Zweifel, ihre Verletzungen, ihre Müdigkeit, ihre Skrupel, ihre Spaltung in eine aufgedonnerte Erscheinung und eine verzweifelt ziellose Person. „*Ich bin ein ungeordneter Mensch*“²³, „*bei mir ist alles in Unordnung*“²⁴, „*ich weiss weder, was ich bin, noch was ich werden kann*“²⁵, „*ich bin unruhig und ratlos und weiß nicht wovon*“. Gott soll Erbarmen mit ihr haben, weil sie ein Mensch sein muß, weil sie das Leben erst suchen muß, weil sie sich selbst nicht begreifen kann. Aber davon will niemand etwas wissen, die Männer wollen sie immer nur um die Hüften greifen. Sie weiss nicht, was Glück sein könnte. Sie weiss auch nicht, ob das Lachen überhaupt ein Vergnügen wäre. „*Ich bin nicht dumm genug um lachen zu können. Wenn ich so gescheit geworden bin, dass ich weiß, um was es sich auf der Welt handelt, werde ich vielleicht lachen können*“²⁶. Sie weiss auch nicht, ob ihre allabendliche Tätigkeit, das Tanzen überhaupt ein Vergnügen ist: diese grotesken Bewegungen erscheinen ihr grauenerregend. Sie blättert das Kursbuch durch und weiß genau, dass sie im Kursbuch nicht Bescheid weiß.

Es ist diese verzweifelte Orientierungslosigkeit, die die weibliche Variante des Außenseitertums ausmacht, eine Mixtur aus eigener Wahl und existentiellm Verhängnis. Das Abweichen ist irgendwann nicht mehr dem eigenen Willen oder dem Zeitgeist unterworfen, sondern einem unabwendbar scheinenden Geschlechterschicksal. Mit ihm wird die Lage schier hoffnungslos. „*Ich weiß nicht wer ich bin*“: das ist zwar eine Dauerfrage auch für angepasst lebende Frauen gewesen. Aber ein Leben außerhalb der vorgegebenen Ordnung verschärft das Identitätsproblem, das im mehr oder weniger gesicherten Rahmen eines Familienlebens nur weniger auffällt. Ausserdem ist Prostitution überhaupt nur aus der Perspektive der anständigen Ehefrauen und heuchlerischen Normverfechter ein Normbruch. Denn sie entsprach als eine Variante der Geschlechtertradition immer schon männlicher Gewohnheitsnorm. Die sexuellen Dienstleisterinnen allerdings erlagen dem Realitätsschock umso mehr, als sie sich von ihrem Part so etwas wie Befreiung versprochen hatten. Ein aussenseiterischer Lebensstil, wie die Icherzählerin ihn sich vorgestellt hatte, setzt eine Unabhängigkeit und Souveränität voraus, die unter dem quälenden Gefühl, nicht in der Ordnung zu sein, kaum eine Chance hat, erst recht nicht unter einer ständigen Überschattung der eigenen Normabweichungen durch Schuldgefühle. Die Bekenntnisse der Emmy Hennings zeigen, dass ihr exzentrisches Leben nicht nur die Anstandsvorstellungen der Normalbürger verletzt, sondern auch die eigenen. Die Bindung an die verlassen Konventionen scheint hinter dem emphatischen Wunsch nach einem irgendwie anderen Weg immer wieder durch.

Das Dilemma dieser Aussenseiterexistenz liegt also nicht nur in einem Lebenswandel, der alle Attribute des bürgerlichen Skandals enthält, sondern auch im Nirgendwo der Person. Diese verschwindet im sexuellen Ausgebeutetsein immer mehr, denn die Männer wollen keine

²³ Emmy Hennings, a.a.O., S.7

²⁴ Emmy Hennings, a.a.O., S.18

²⁵ Emmy Hennings, a.a.O., S.246

²⁶ Emmy Hennings, a.a.O., S.16

Person, sondern nur die Fassade, nicht mehr. Die Protagonistin nimmt sich zwar ständig vor, ihre Wünsche selbst zu formulieren, sich zu benehmen wie sie es möchte, geradeaus zu sprechen²⁷, allein zu gehen, allein zu leben, sogar allein zu sterben, weil alles Gemeinsame ihr als ein „liebenswürdiger Irrtum“ erscheint²⁸. Aber die Idee der Selbstbestimmung und das Ideal einer ausgeprägten Individualität bleiben für sie ortlos und vorstellungslos, leer und substanzlos, nichts als eine Maske auf der Bühne, so wie ihr gesamtes Leben zur täglichen und nächtlichen Maskerade wird. Und dabei erfährt sie eine Verachtung, die sie „unbeschreiblich“ nennt, mit der sie nie gerechnet hatte, eine Verachtung, die ihr nicht nur von der anständigen Gesellschaft entgegenkommt. Es ist auch ihr eigener Ekel. Was sie fordert ist so auch nicht nur die Anerkennung dieser Lebensweise, sondern die Anerkennung einer Person. Die kann sie aber nicht zum Vorschein bringen, sie liegt für sie selbst im Dunkeln, sie ist ihr selbst unbekannt, sie weiß nicht, wer diese Person eigentlich ist und wie sie werden könnte - „mich selber gabs nicht“. Mit dieser Abwesenheit bekommt sogar das Leiden etwas Inhaltsloses.

In diesem Außenseitertum gibt es keine Bleibe. Erich Mühsam schrieb über die Autorin, ihr Versuch, die Ausschweifungen schließlich mit mystischer Frömmigkeit zu verbinden und katholisch zu werden, sei „aus Neugier, Sentimentalität und Geilheit“ zusammengesetzt – m.E. eine männliche Sicht, die das Ausmass des Dramas und seine Hintergründe nicht erfasst. Sie wird schwer krank – „etwas in mir hat lauter Risse und blutige Fransen“²⁹. Sie geht nach Hause zu ihrer Mutter.

III. Bröckelnde Fassaden

Etwa zur gleichen Zeit, als dieser Bericht entstand und so verschiedene Autoren wie Herrmann Hesse oder Djuna Barnes ihre Texte veröffentlichten, schrieb der junge britische Autor Christopher Isherwood seine berühmt gewordenen Berlin stories³⁰. Isherwood lebte vier Jahre, bis 1933 in Berlin (Kreuzberg, Hallisches Tor, Schöneberg, Nollendorfstr.17). Dieses Berlin mit seiner avantgardistischen, linken, sexuell freizügigen Subkultur und seinem ausgedehnten Nachtleben übte zu der Zeit große Anziehungskraft auf alle aus, die dem bürgerlichen Leben entfliehen wollten und sich als Wanderer in einem Leben als Abenteuer verstanden³¹. Isherwood, der sich in Berlin – in diesem heroischen Abschnitt seines Lebens - wie „eine Kamera mit offenem Verschluss“³² bewegte, beschrieb ein zugleich liebenswürdiges, groteskes und gefährliches Terrain: Dokumente der sozialen Instabilität und der sich anbahnenden politischen Katastrophe in diesem „Versuchslabor der Apokalypse“. Als Untermieter hatte er sich unter die ganz Armen und als Englischlehrer unter die Reichen gemischt. Er hat das Leben in den proletarischen Mietskasernen aus nächster Nähe kennengelernt, und man weiss schliesslich nicht mehr, wer eigentlich „Ausseiter“ ist – alle sind bizarr und irgendwie verrückt - vom Alkohol, von Tuberkulose, von schlechtem Geruch, von Streit, von gereizter Stimmung, von Nazi-Ideen. Das Aussergewöhnliche wird normal und das Normale aussergewöhnlich³³.

²⁷ Emmy Hennings, a.a.O., S.33

²⁸ Emmy Hennings, a.a.O., S.172

²⁹ Emmy Hennings, a.a.O., S. 248

³⁰ Christopher Isherwood: Mr.Norris changes trains, GB 1935, Goodbye to Berlin GB1939

³¹ Christopher Isherwood: Christopher and his Kind. Dt.: Willkommen in Berlin – Christopher und die Seinen. Berlin 2008, S.55

³² Christopher Isherwood, Willkommen in Berlin, a.a.O., S.58

³³ Christopher Isherwood: Willkommen in Berlin, a.a.O., S.177

Jedenfalls, die Idealisierung des Aussenseitertums zum Ort erweiterter Möglichkeiten, diese spektakuläre Idee mit ihren hochgetriebenen Illusionen hält der Realitätsprüfung nicht stand. Für die, die keine Wahl hatten, war der ihnen zugewiesene Aussenseiterstatus kein Ausflug ins Abenteuer, sondern eine andauernde quälende Ballance, ein Dauerkontrast zwischen Zugehörenwollen, tiefer Fremdheit und ständiger Gefährdung. Sie kannten die Anfeindungen, Sanktionen und Versteckspiele, die mit der aufkommenden Naziideologie immer bedrohlicher wurden. Für diejenigen, die diese Realität erfahren haben und nicht abändern konnten, galt die nüchterne Tatsache, dass es Grenzen gibt, die Macht über sie haben, und dass sie gezwungen waren, diese Grenzen einzuhalten. Sie waren ebenso Halt wie Zwang, und Entgrenzungen ebenso gesucht wie gefürchtet. Sich getarnt in der Normalität zu bewegen war ein Überlebensmittel und ein unentbehrlicher Stabilisator. Dabei bleibt der Weg in die riskanten Regionen der Gesellschaft und ins Unbekannte der Innenwelt zwar eine ständige mächtige Verlockung, aber die Verlockung selbst muss geheim gehalten werden. Nur wenn die Tarnung gelingt, kann man sich Insignen der Normalität aneignen, die einige Sicherheiten und Vorteile einbringen, aber immer verbunden mit der Angst, die zerbrechliche Anerkennung wieder zu verlieren. Diese Spannung beschreibt Isherwood sowohl im Rückblick auf die Nazizeit in Deutschland als auch in seinem späteren Roman - *A Single man*³⁴ - ein Sprung in eine spätere Zeit und ein anderes Land. George ist einer jener unspektakulären Aussenseiter, die sich verloren sähen, wenn es keine Normkorsetts gäbe. George trägt sie wie eine steife Uniform, die ihn aufrecht hält. Jede Entgleisung versucht er zu meiden. Aber auch wenn er penibel um Unauffälligkeit bemüht ist, kann er die Rückseiten dieser Anpassung nicht verbergen. Sie brechen immer wieder durch, die Fassaden sind instabil, sie bröckeln, sie lassen den möglichen Ausstieg ständig durchblicken, erahnen, erhoffen oder befürchten.

Ein ganz normaler Tag im Leben von George, einem 58-jährigen britischen Literaturprofessor in Los Angeles im Jahr 1962. George wacht morgens auf mit einem quälenden Schrecken vor dem, was da draussen, unmittelbar vor ihm, auf ihn wartet. Im allgemeinen ist seine Mimikry perfekt, sein Auftreten korrekt, er verhält sich gewissenhaft gegenüber Gesetzen, Verkehrsregeln und Verordnungen, er nimmt seine Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten ernst, er ist froh, ein funktionierendes Mitglied der Gesellschaft zu sein³⁵ und in ihr einen anerkannten Platz zu haben³⁶. Aber da sind zum Beispiel die Kinder der Nachbarschaft. Für sie stellt er sich gelegentlich als plötzliches aus dem Fenster brüllendes Ungeheuers dar. Diese Wutausbrüche sind nicht gespielt, sie sind Teil seines Wesens, aber ein verborgener Teil³⁷.

Diese Nachbarfamilien - irgendwie fürchten sie ihn, denn da ist etwas *Unaussprechliches*. Der Nachbar, Mr.Strunk, bringt es auf das Wort *schwul* - selbstverständlich mit dem Zusatz, ihm persönlich sei das egal, Hauptsache, er werde in Ruhe gelassen. Mrs.Strunk dagegen ist in moderner Toleranz trainiert, dieser „*Vernichtungstechnik durch Nachsicht*“³⁸. Sie findet bei George nichts vorsätzlich Lasterhaftes, man habe es eher mit einem Kranken zu tun, dem die besten Dinge des Lebens versagt sind. Er sei eher zu bemitleiden. So bringt sie es fertig, das *Unaussprechliche* mit Hilfe ihres psychologischen Ratgeberbuchs auf eine handliche Formel zu bringen – auf das Wort Ersatz: Georges’ langjähriger Freund, Jim hieß er, sei Ersatz für eine richtige Ehefrau gewesen. Aber für George war Jim war kein Ersatz, für Jim gibt es keinen Ersatz. Jim ist tot.

³⁴ Christopher Isherwood: *A Single Man*. (GB 1964), Minerva 1991. Dt.: *Der Einzelgänger*. Frankfurt am Main 2009

³⁵ ebd., S.29

³⁶ ebd., S.9

³⁷ ebd., S.17

³⁸ ebd., S.24

George befindet sich jetzt auf dem Weg zum Campus. Am Steuer seines Autos und beim Anblick eines neuentstehenden Apartment-Hochhauses, das die Aussicht auf die Küste blockiert, denkt er: wie wäre es, wenn man sich, kurz bevor die Mieter einziehen, heimlich einschleichen und sämtliche Wände mit einem bestimmten Duftmittel besprühen würde. Das ganze Haus, der Verputz, die Holzverkleidungen, sogar die Stahlträger würden bald wie nach verwesenden Leichen stinken, und niemand würde des Gestanks Herr werden, der Gestank würde sich die ganze Küste entlang ausbreiten. Die Leute müssten ausziehen. Oder noch besser: man müsste einen bestimmten Virus ausfindig machen, das sich nach einer einzigen Injektion durch das härteste Metall durchfressen würde. Und während der Einweihungsparty der Mieter würde das ganze Haus zu einem gestaltlosen Haufen zusammensinken. Und wie wäre es, wenn man den Herausgeber der Tageszeitung, die gerade wieder einen Feldzugs gegen „sexuell Abweichende“ gestartet hat, kurzerhand kidnappen würde, samt dem Polizeipräsidenten, dem Chef der Sittenpolizei und die Herren Geistlichen, die diese Hetzkampagnen von ihren Kanzeln herab unterstützen. *„In letzter Instanz sind sie ja alle verantwortlich zu machen für Jims Tod; ihre Worte, ihre Gedanken, ihre ganze Lebensanschauung wollten ihn“*. Jim ist nur mehr der Vorwand für seinen Hass gegen drei Viertel der amerikanischen Bevölkerung - dieser Hass als Ressentiment, als Spleen, als Stimulans, sogar als Lebenskraft.

In zehn Minuten muss George der George sein, den sie unter diesem Namen kennen und anerkennen und in deren Stimmung er sich jetzt versetzen muss. Beim College-Parkplatz angekommen steckt er seine Parkkarte in den Schlitz, die Schranke geht auf, womit der eindeutige Beweis geliefert ist, dass er wirklich zum Inventar des College gehört. Jetzt kann er es kaum erwarten, dass man sich seiner bedient. Er legt die psychologische Schminke auf für die Rolle, die er zu spielen hat. Das Spiel beginnt. Federnden Schrittes geht er auf das Uni-Gebäude zu, jetzt ganz Schauspieler, der zu seinem Auftritt eilt. Zuerst betritt er sein Büro mit der überdeutlich modulierten Auftrittszeile *„Good morning“*, womit er das amerikanische Dogma bestätigt, dass es sich immer nur um einen *guten* Morgen handeln kann. Jetzt ist er ein Stellvertreter der Hoffnung. Sein Lächeln kann jetzt jederzeit von 40 auf 150 Watt aufgedreht werden, um die Studenten, dieses auf den Markt zu werfende Rohmaterial der Bildungsfabrik, vor der Einsicht in ihre weitgehende Chancenlosigkeit zu bewahren³⁹.

Auf dem Weg zum Hörsaal kommt George an den Tennisplätzen des Campus vorbei. Mit dem „eidechsenraschen Blick eines Süchtigen“⁴⁰ (77) nimmt er das Spiel zweier Jungen wahr – eines braunen und eines blonden - , das ihn sofort in heiße Erregung treibt. Dass er diesen jungen animalischen Geschöpfen für ihre Schönheit dankt, erfährt aber niemand. Hier auf dem Campus bleibt George für alle der „sprechende Kopf“, der es fertig bringt, seine Lieblingstheorien jederzeit automatisch abzuspielen, solange sie unwidersprochen bleiben.

George betritt jetzt den Hörsaal, wie immer allein, so sieht es seine Inszenierung vor. Langsam entnimmt er seiner Aktentasche ein Buch und legt es vor sich auf das Lesepult – undramatisch, aber mit kunstvoll angelegtem theatralischem Effekt (54). Sein untadelig dunkler Anzug, das weiße Oberhemd mit Krawatte – die einzige im Raum - heben sich ab von der virilen Formlosigkeit, den Turnschuhen, Jeans oder Shorts der jungen Studenten. Ihr Palaver verstummt mit Georges Auftritt nicht sogleich, aber die Spannung nimmt zu. George bewahrt noch immer sein melodramatisches Schweigen. Auch die Geschwätzigen lächelt er an. Das Gerede ebbt ab, es wird still im Raum. George beginnt: *„Nach mancherlei Sommern*

³⁹ ebd., S.41 ff.

⁴⁰ ebd., S.77

stirbt der Schwan ... Ich nehme an, Sie haben inzwischen den Roman von Aldous Huxley gelesen“. George blickt von einem Gesicht zum anderen und setzt dann zu einem seiner brillanten Kommentare an, zu eingebauten Scherzen und bloßstellenden Fragen an sein Publikum. Dabei achtet er penibel auf den aufkommenden oder ausbleibenden Applaus. Er muss seine Zuhörer gewinnen und beeindrucken, er kennt seine Studenten.

Der nun folgenden Diskussion über die Bedeutung des Romans präsidiert George meist schweigend und leise lächelnd, bis die Frage eines Studenten kommt, von der er sich provozieren läßt: auf Seite 79, sagt der Student, sei zu lesen, dass die Juden mit Grund, also zu Recht von den Nazis gehasst wurden? War Huxley also ein Antisemit? Jetzt wird George laut und teilt seine Sätze aus wie Peitschenhiebe: „Huxley ist *kein* Antisemit. Die Nazis hatten *kein* Recht, die Juden zu hassen. Doch ihr Judenhass war *nicht* ohne Grund. Kein Mensch hat je ohne Grund gehasst“. Eine Minorität wird „nur dann als Minderheit behandelt, wenn sie eine wirkliche oder eingebilddete Bedrohung für die Mehrheit darstellt ... denken Sie mal darüber nach“. Es ist immer noch besser, wenn wir unsere Abneigungen und Hassgefühle zugeben, als wenn wir sie mit pseudoliberaler Sentimentalität verbrämen ... Für Abneigungen und Hass gibt es immer Gründe, ganz gleich wie falsch sie sein mögen. Das Schlimme ist die liberale Ketzerei. Der Liberale sagt sich: *weil* die Mehrheit gemein ist, ist die verfolgte Minderheit makellos. „Sehen Sie nicht, was für ein Unsinn das ist? ... Eine Minderheit hat ihre eigene Art der Aggression. Sie fordert die Majorität heraus, sie anzugreifen. Sie hasst die Majorität – und nicht ohne Grund ... Sie hasst sogar alle anderen Minderheiten, weil alle Minderheiten untereinander in Konkurrenz stehen: Jede meint, dass ihre Leiden die schlimmsten und ihre Kränkungen die tiefsten seien. Und je mehr sie alle hassen, je mehr sie verfolgt werden, umso unangenehmer werden sie! ... Wer verfolgt wird, hasst seine Verfolger, er lebt nur noch in einer Welt aus Hass. Das geht sogar so weit, dass man nicht mehr die Liebe erkennt, der man begegnet. Man misstraut sogar der Liebe!“⁴¹.

Diese Sätze sind George mit einer echten Leidenschaft herausgeplatzt. Gleichzeitig nimmt er wahr, wie sich alle Augenpaare der Studenten auf einen Punkt an der Wand hinter ihm richten – die Uhr. George hat die Zeit überschritten. Brusk bricht er die Vorlesung ab. Er fühlt sich gedemütigt. Die Studenten stehen auf und brechen in belangloses Geplauder aus. Sie denken nur an das Ende der Stunde. George hasst sie und ihre gefühllose Gleichgültigkeit. Einige sammeln sich zwar noch mit Fragen an seinem Pult. Aber sie wollen lediglich wissen, wie viele Bücher sie für das Schlussexamen lesen müssen.

Auf dem Weg zur Cafeteria wird George von einem Studenten angesprochen, Kenny, der zum Buchladen will. George begleitet ihn, so als hätte er zufällig den gleichen Weg. Im Laden angekommen schenkt Kenny ihm einen Bleistiftanspitzer, einen gelben, und George ist, als hätte er eine Rose bekommen. Kenny zahlt und geht. In der Cafeteria trifft George auf einen Kollegen, Grant. Der sagt, es ist gar nicht so wichtig, ob ein Krieg kommt oder nicht. In jedem Falle würden genug Menschen überleben, um den Staat aufrecht zu erhalten. Und wenn man sich einen eigenen Schutzraum anlegen will, sollte man unbedingt mehrere Firmen konsultieren, damit sich nicht herumspricht, dass man einen sicheren Bunker besitzt und man nicht vom Pöbel gestürmt wird. Ausserdem sollte man sich ein Maschinengewehr zulegen. Für falsche Gefühle sei jetzt nicht die Zeit. George lacht, weil Grant das so von ihm erwartet. Aber im Grunde wird ihm bei diesem Zynismus das Herz schwer. Der letzte Krieg hat bei ihm Spuren hinterlassen wie eine schwere Krankheit: die Angst vor dem Vernichtetwerden. Doch jetzt, denkt George, schleppen wir eine viel entsetzlichere Angst mit uns herum: die Angst vor dem Überleben⁴².

⁴¹ ebd., S.69f.

⁴² ebd., S.86

Eine Professorengattin am gleichen Tisch, die sich über die Kulturlosigkeit amerikanischer Motels echauffiert, herrscht er an: „*Wie können Sie bloß einen so unglaublichen Unsinn daherreden!*“⁴³ und setzt zu einem Wortflug zugunsten des amerikanischen way of life an. Wieder auf dem Weg zum Parkplatz überfällt George ein Gefühl der Müdigkeit, er hat jetzt einen anderen Gang, langsamer, weniger elastisch, mit steifen Armen und Schultern. Er beschliesst, zum Krankenhaus zu fahren, um Doris zu besuchen, Doris, die mal versucht hat, ihm Jim wegzunehmen und die dann schwer verletzt wurde bei dem gleichen Verkehrsunfall, bei dem Jim ums Leben kam. Doris war für George das Weib als Feind schlechthin, auf deren Seite die Kirche, das Gesetz, der Staat standen. Jetzt ist sie ein Pflegefall, eine „eingeschrumpfte gelbe Wachspuppe“, tief versunken in das Geschäft des Sterbens. Wir haben den gleichen Weg, denkt George, bald werde ich dir nachfolgen. Und auf diesem Weg zum Tod ist die letzte Spur seines Hasses auf sie verschwunden.

Auf dem Nachhauseweg will George noch einen Abstecher in die Berge machen. Aber er kommt ihm heute nur anstrengend vor, nicht mehr romantisch wie früher. Er kauft ein im Supermarkt, aber auch der ist keine Zufluchtsstätte, kein Schutz vor Einsamkeit, hier hat er oft für die Mahlzeiten mit Jim eingekauft. Ihn überfällt Ekel vor allen Lebensmitteln in seinem Einkaufswagen. Seine Trauer lähmt ihn. „*Niemand sorgt sich um mich*“⁴⁴. Er geht zur Telefonzelle und ruft Charley an, eine alte gute Freundin, die wie er aus England stammt. Zu Charley war er in der ersten Schockwelle nach der Nachricht von Jims Tod gerannt, was er sich hinterher übel genommen hatte, wie einen Verrat an Jim, an ihrer beider Leben. Und kaum hat er sich für heute abend mit Charley verabredet und den Hörer aufgelegt, fragt er sich, weshalb er überhaupt Charley angerufen hat. Er malt sich die Abende mit Jim aus, Jim am anderen Ende der Couch, beide vertieft in ihre Bücher und doch im vollen Bewusstsein der Gegenwart des anderen.

Als er die Treppen zu Charleys Haus hochsteigt, hält sie schon nach ihm Ausschau, wie immer in der Befürchtung, er könnte sich in letzter Minute noch anders besinnen. Charley meint George genau zu kennen, er könne ihr nichts vormachen. Zu solchen Sätzen lächelt George höflich, aber er denkt: „*was für ein ausgemachter Unsinn zu glauben, dass deine besten Freunde dich notwendigerweise auch am besten verstehen müssen. Als wenn nicht schon viel zu viel Verständnis auf der Welt wäre – vor allem das ... gerühmte Einverständnis ... , das in Wirklichkeit eine solche Qual ist*“. Diese Charley mit ihrem wundervollen Mangel an Gespür, mit dem sie es oft geschafft hatte, ihn und Jim, wenn sie verkracht waren, wieder zusammenzubringen, denn sie hat einfach nicht gemerkt, wenn etwas nicht stimmte. Und sie hat George geholfen, die letzten Jahre zu überstehen. Charley - gesegnet sei ihr törichtes Herz - versteht oft die Pointen nicht, und sie lacht, ohne beleidigt zu sein.

Jedenfalls, Charley schafft es, so etwas wie „Glück“ herzustellen, selbst wenn er unglücklich ist oder auch sie wie heute. Dieses Glück ist „weiblich“, denkt er, nicht so selbstsüchtig wie seins. George setzt sich neben sie. Nach seinem Glas greift er mit der freien Hand und achtet sorgfältig darauf, dass Charley seine Körperbewegung auf der anderen Seite nicht spürt. Sie trinken, Wein und Whisky, und man merkt, dass sie sich schon oft unterhalten haben. Dabei versucht Charley, ihm mit immer neuen erfolglosen Anläufen näher zu kommen und ihn herauszufordern – z.B. mit dem Thema Rückkehr nach England, Traum von einer gemeinsamen Kneipe, Jim wollte doch, dass sie sich immer um George kümmert – solche Gespräche sind auf Charleys Seite begleitet von leiser Resignation, auf Georges Seite von stoischer Geduld und Höflichkeit. Charley hat gelernt, eine gute Verliererin zu sein, sie weiss,

⁴³ ebd., S.88

⁴⁴ ebd., S.111

wie weit sie gehen darf, und George ist bemüht, seine ausweichende Habachtstellung nicht verletzend werden zu lassen.

George hat zu viel getrunken. Auf dem Weg nach Hause kehrt er plötzlich um Richtung Ozean, zur Bar am Meer, die er mit Jim manchmal Abend für Abend aufgesucht hatte. Schwankend, aber zielbewusst strebt er auf seinen Stammplatz zu und sichtet einen jungen Mann, der allein dasitzt, vertieft ins Schreiben. Es ist Kenny. George betrachtet ihn zuerst mit dem Entzücken eines Naturforschers, geht dann fast sicheren Schritts auf ihn zu und setzt sich neben ihn auf den Barhocker. „Ich habe meinen Bleistiftanspitzer immer noch“, sagt George. „Ich habe meinen schon verloren“, sagt Kenny. Beide sind betrunken, aber auf angenehme Weise. Sie reden über dies und das, und George denkt, das hier ist wie bei Plato, ein Dialog. Hier darf über alles gesprochen werden, nicht wie mit Frauen, die nur über Persönliches sprechen können. Der Dialog ist seiner Natur nach unpersönlich, eine symbolische Begegnung, in die keine Seite persönlich verwickelt wird. Deshalb lässt sich in einem Dialog absolut alles sagen, selbst das vertraulichste, das tödlichste Geheimnis tritt objektiv als bloße Metapher oder Allegorie auf, die nie persönlich gegen einen verwandt werden kann⁴⁵. George möchte, dass Kenny das versteht. Und als Kenny sagt: wenn Sie und ich nicht verschieden wären, hätten wir uns ja nichts zu sagen, denkt George beglückt, dass Kenny ihn versteht .

Irgendwann gehen sie schwimmen. Im Kampf mit der Brandung spült George Gedanken, Stimmungen, ganze Lebensbereiche von sich ab, wird immer sauberer, freier, weniger und glücklich mit sich selber⁴⁶. (Und als er, immer noch im Wasserrausch, von einer apokalyptisch großen Woge gepackt wird, schleppt Kenny ihn raus. Sie gehen zusammen in Georges Wohnung. Dort angekommen findet nicht statt, was die Leser wahrscheinlich erwarten. George, stimuliert und reserviert zugleich, bietet Kenny seine Wohnung an, damit der sich dort in Georges' Abwesenheit mit seiner Freundin treffen kann. George bleibt allein. Und am Ende dieser Nacht ist er tot.

George gehört zu jener Sorte von Menschen, die man schonend behandeln muss, weil man nie weiss, was in ihnen vorgeht - eine verwirrende Person, die changiert zwischen Vordergrund und Hintergrund, äußeren und inneren, sichtbaren und versteckten, vorzeigbaren und verborgenen Seiten, zwischen Zugehörigkeitswunsch, Abscheu vor der Normalität, Ausbruchsangst und Ausbruchswunsch zugleich. Seine Angepasstheit wird ihm nicht wirklich abgenommen, die unterdrückten Ausbrüche machen ihn für andere suspekt oder geheimnisvoll, jedenfalls unberechenbar . Hier findet man keine „Identität“, sondern begegnet gleichzeitig verschiedenen „Geschöpfen“: „*In den Gewässern seines Bewusstseins wimmelt es von sich jagenden Ängsten, gefräßigen Mäulern, plötzlich hervorschießenden Eingebungen, mürrisch verkrusteten alten Starrsinnigkeiten, in der Tiefe schlummernden unentdeckten Geheimnissen, lauter unheimlichen vielgestaltigen Organismen, die auf rätselhafte, möglicherweise gefahrkündigende Weise zum Licht der Oberfläche streben. Wie kann eine solche Vielfalt von Geschöpfen überhaupt nebeneinander existieren?*“⁴⁷.

Mit dieser verborgenen Vielfalt kann George nicht leben. Unter dem gesellschaftlich und selbst produzierten Verdeckungszwang erscheint die vorzeigbare Person wie eine durchsichtige Hülle, dünn und porös, und die unpassende unbezwingbar und zugleich in den Rang des Erwünschten nicht aufgenommen. So bleiben beide Seiten beschnitten. George gehört nirgendwo hin. Er zieht es vor, ein Fremder zu sein - queer. Dabei entspricht sein Streben nach Zugehörigkeit zur straiten Mehrheit keineswegs einer Sehnsucht nach

⁴⁵ ebd., S.150

⁴⁶ ebd., S.159

⁴⁷ ebd., S.179

Gleichsein i.S.der Gleichartigkeit. George bleibt allergisch gegen jedes „Einverständnis“. Einverständnis, Einmütigkeit, Übereinstimmung, Angleichung, Assimilation sind für ihn Lügen. Was er braucht ist eine Welt, die ihn als *Anderen* aufnimmt, eine Identität des Andersseins, die sowohl von anderen verstanden als auch von ihm selbst akzeptiert wird. Sein Außenseitertum bleibt so ein Liebäugeln und ein Hadern mit Normen der Wohlanständigkeit, Leiderfahrung und Aufbruch zugleich. Aber hier ist es der Aufbruch in den Tod, den er längst akzeptiert hat.

IV. Zur Gegenwart

Der Gefahrenlust und Risikoversessenheit, der Faszinationskraft jener verführerischen Vorstellungen haben die Erfahrungen ein nachhaltiges Ende gesetzt. Unsere Zeit ist anders. Uns ist die Erkenntnis einverleibt und „einverseelt“, dass *jedes* Leben, auch das scheinbar normale, zum unkalkulierten Drama werden und in Abgründe führen kann. Das betrifft nicht nur die sog. Aussenseiter. Normalität ist nicht der heile, zahme und schlichte Ort, dem lediglich das volle Leben abhanden gekommen ist. Die sog. Normalität kann selbst gefährlichste Abwege ausbrüten. Dass Mord und Totschlag aus der Mitte heraus kommen kann – das sagt schon jede Kriminalitätsstatistik, und dass „ganz normale Männer“ und Frauen als Komplizen und Mittäterinnen der größten Verbrechen agieren konnten – das sagt die Totalitarismusforschung. Der Unterschied zwischen Norm und Normabweichung löst sich auf, wenn potentiell alle am Verbrechen teilhaben. Es waren ganz normale Männer, die zu willigen Massenmördern wurden. Und - nebenbei gesagt - spiegelt die sog. „German Angst“, diese vielfach belächelte Errungenschaft der Nachkriegszeit, vielleicht das Wissen, dass jeder Teil einer Zerstörungsmaschine werden konnte und dass das Schlimmste die aus der Normalität heraus vollführten Taten gewesen sind. „German Angst“ ist die Ahnung, dass der wahre Schrecken nicht die anderen waren, sondern die normale Mehrheit selbst⁴⁸.

Was heisst also „Aussenseiter“, was ist Norm? Ist die Unterscheidung zwischen Norm und Abweichung noch aussagekräftig? Gibt es heute noch eine Norm, an der alle sich messen lassen müssen? Ist das alte Aussenseitertum gar keine richtige Provokation mehr? Verliert die Zuweisung zum Aussenseiterstatus ihren Sinn und ihre Empörungskraft, wenn Gleichberechtigung von der Idee zum institutionalisierten Recht geworden ist? Wird damit auch die Unterscheidung zwischen frei gewähltem und durch schicksalhafte Stigmata bedingtem Aussenseitertum fragwürdig? Haben die Frauenbewegung und die Schwulenbewegung z.B. die Qualen von Emmy Hennings und des Professors George anachronistisch werden lassen? Gehört die Sprengkraft des Aussenseiter-Problem der Vergangenheit an?

Was bedeutet es, wenn die heillosen Widersprüche, in die Menschen geraten, auf den Begriff „Aussenseiter“ gebracht werden, wenn also ein konflikthafte Verhältnis zur Norm zur Leidensursache und zum Etikett gemacht wird, wenn die Differenz zwischen Norm und Normabweichung als gegebene und selbstverständliche Tatsache unterstellt wird? Bei Isherwood klang das schon anders. In seinen frühen Texten gab es da keine eindeutige Unterscheidung. Isherwood zeigte Leute im alten Berlin, die alle ein bißchen verrückt und ausgekocht waren – die Zimmerwirtin, der Perückenträger, die kleinen Betrüger, die Jungs in den Subkneipen, die genuss- und erfolgssüchtigen Mädchen. Isherwood behandelte sie nicht als unglückliche oder ungeliebte Abarten der Norm, sondern als Menschen einer modernen Großstadt, als Zeitgenossen in einem Panoptikum des Überlebenswillens. Und auch die

⁴⁸ Arno Widmann: Fürchtet euch! In: Berliner Zeitung Nr.66/67, 19./20.3.2011, Magazin S.1-2

spätere Geschichte von George muss man nicht *nur* als Minderheitengeschichte lesen, die das Leben eines schwulen Professors durch ständig lauernernde Abweichungsgefahren zerreißt. Isherwood ging es nicht um monokausale Erklärungen, die alle Fremdheit erklären könnten, er brachte seinen Protagonisten nicht auf den *einen* Nenner der sexuellen Abweichung. Ihm ging es auch um die *Vielfalt* der Person, die keinen Ausdruck findet. In George existiert ein Gewirr widerstreitender Regungen, gelebte und ungelebte Möglichkeiten nebeneinander, die die Codes der Norm auf den Kopf stellen. George ist Vieles zugleich: anerkannt, erfolgreich, höflich und geräuschlos; unbeherrscht, unwillig, gereizt und aggressiv; ängstlich, einsam, bedürftig und mitliederweckend – und vieles mehr. Die Unterscheidung zwischen Normalwegen und Abwegen, korrekten und inkorrekten, regelrechten und regelwidrigen Seiten der Welt und der Personen wird künstlich oder so abstrakt, dass sie das widersprüchliche und beraschende Spektrum einer Person und ihrer Welt nicht erfasst. Damit verlieren „Norm“ und „Normabweichung“ ihren Kategorisierungssinn. Das Wort „Aussenseiter“ einschließlich seines Gegenstücks wird aussageschwach, sobald eine Person sich in allen ihren Ungereimtheiten entpuppt⁴⁹.

Wenn man diese Nebeneinander-Existenzen in der gleichen Person leugnet und die eine von der anderen trennt, zwingt man die Person zu einer Einheit, die sich die sog. „Norm“ oder Nicht-Norm zum Maßstab setzt. Man soll etwas *Bestimmtes* sein, Norm oder Nicht-Norm, dies oder das, und nicht vieles zugleich. Das Ergebnis wird Identität genannt. Und dass die Vorstellung einer Persnlichkeitseinheit eine - wie man heute sagt - „Konstruktion“ ist - früher hieß es ein „Wahn“⁵⁰, darauf hat nicht erst die Postmoderne bestanden. Die Sprache nötigt uns Zuordnungen und Einordnungen auf, die davon abhalten, die Eigenartigkeit der Existenzen zu verstehen. Eine Person als „Außenseiter“ zu titulieren, grenzt sie ein in einem Block der Unbeweglichkeit. Das geschieht mit einem zuweisenden Denken, das die Eindeutigkeit des Ortes zum Kriterium der Identität und ihrer Logik macht und die Hauptstraße des Normalen zum Kriterium des Richtigen, Gesunden und Wichtigen. Der Aussenseiterbegriff fixiert die Personen in einem Dauerstatus des Ausserhalbseins, macht diesen zum *Gegenteil* des Drinnenseins und das Drinnensein zum Maßstab des Richtiggeratenen. Es sind aber nicht die Einschlüsse in die Begrenzungen eines Außen- oder Drinnenseins, die eine Existenz real machen, sondern gerade ihre Bräuche und *Übergänge*.

Zurück zur Ausgangsthese, die Aufklärung habe vor den Aussenseitern versagt: Dieses Versagen wird nur dann zum Dauerzustand, wenn die aufklärerischen Ideen von den Jetztlebenden nicht am Leben gehalten werden und damit ihre Strahlkraft verlieren. Trotz aller Janusköpfigkeit haben diese Ideen, auch wo man es nicht erwartet hatte, immer wieder aufleben können, z.B. in postkolonialen Kämpfen und Debatten, im Protest gegen imperialistische und rassistische Vergangenheiten und Gegenwart, mitunter auch in der Reflexion und Kritik an selbst vollfhrtem Unrecht. Im Nachdenken über die Aussenseiter-Frage kann man sich Unterstützung aus anderen Gebieten holen, z.B. aus der Geschlechterforschung oder aus der Geschichtsschreibung, die auch – wie die Literatur - Geschichte und Geschichten erzählt. Für das Geschichtsverständnis und die Wissensproduktion bekommen „subalterne Geschichten“ zunehmende Bedeutung, die Geschichtsschreibung treibe „immer weiter aus der Mitte nach außen“⁵¹. Die

⁴⁹ Bezogen auf Literatur kann man wahrscheinlich sagen: alle Literatur, die sich mit menschlichen Schicksalen befasst, handelt von Aussenseitern, nicht nur, weil das Durchschnittliche nicht literaturwrdig ist, sondern weil unter der schriftstellerischen Lupe jeder einzigartig wird. Und zu solchen Besonderen geworden repräsentieren sie weder einfach die Norm noch einfach deren Randseite, sondern immer eine Einmaligkeit, die sie außergewöhnlich *macht*. Ist das nur ein Phänomen der Literatur, wird bei genauem Hinsehen jeder ungewöhnlich?

⁵⁰ Herrmann Hesse: *Der Steppenwolf* (1927). Frankfurt am Main 1986, S. 65

⁵¹ Dipesh Chakrabarty: *Europa als Provinz*. Frankfurt a.M. 2010, S.69

Meistererzählungen, die die dominante Welt und ihre Normen zum Maßstab einer Welt am Rande gemacht haben, sind nicht mehr die einzigen Erzählungen, sie werden relativiert durch Gesten der Umkehrung, die auf vielfältigen Arten des In-der-Welt-Seins bestehen. Als Randexistenzen behandelte Minderheiten, die oft Mehrheiten sind, werden zunehmend als Geschichtsakteure behandelt, denen Gehör gebührt und die ins Bewusstsein des politischen Denkens drängen. Zudem hat die Globalsierung tiefgreifende Veränderungen im Verhältnis zu den „Anderen“ mit sich gebracht. Wir leben heute in einer Welt, in der wir immer mehr Menschen begegnen, die anders sind als wir selbst. Diese neuen Möglichkeiten können die Vorstellung von einer radikal heterogenen Welt bekräftigen⁵² und die verheerenden Wirkungen repressiver Normierungen bewußt machen.

Solche großräumigen Prozesse nehmen auch Einfluss auf den Umgang mit der Aussenseiterfrage. Wir können heute anders darüber denken. Die Gesellschaft hat sich weiterentwickelt. Das Normieren, Zensieren, Disziplinieren dessen, was und wie Menschen sein sollen, hat Gegenwind bekommen. Sogenannte Aussenseiter sind nicht einfach wegzudenken als Normabtrünnige, die assimiliert werden müssen, als Ärgernis, das zu vernachlässigen ist oder als Figuren der Unzulänglichkeit, die zu bemitleiden sind. Das „Andere“, das sie einbringen und leben, kann Teil eines allgemeinen Lernprozesses werden, der die Heterogenitäten nicht länger auf ein übergeordnetes Prinzip reduzieren kann. Die eindeutige Trennung von Mitte und Rand entlarvt sich als Fiktion, die alte und neue Ausgrenzungen schafft und das ganze Menschenbild hegemonial verkürzt und pervertiert. Die alte Brisanz der Aussenseiterfrage löst sich tendentiell auf in allgemeine Fragen der menschlichen Existenz und in Fragen des politischen Denkens.

Was bleibt ist die politische Forderung nach Gleichbehandlung in einer Welt, die das Anderssein aller anerkennt. Und was bleibt ist die Tatsache, dass Kulturen und Individuen auf Provokationen durch unberechenbare Wegbereiter/innen und unerwartete Anreger angewiesen sind, die sich meist gerade nicht in der Mehrheit wiederfinden. Wie Knoten in einem sich nicht glätten lassenden Gewebe widerlegen sie die Standardisierbarkeit verschiedener Existenzweisen - ob mit selbstgewählt anderem Profil oder mit unabänderbar anderen Signalen. Konventionell sind die Maßstäbe, nicht die Menschen. Das Urteilen allerdings bleibt uns nicht erspart.

⁵² Dipesh Chakrabarty, a.a.O., S.65